

PALLOTTI FINDENIG

## Fremde und Heimat – Heimat und Fremde

Wo endet die Heimat, und wo beginnt die Fremde? Jenseits der Staatsgrenze, die wir unbemerkt überfliegen? Oder wenn Landschaft, Sprache nicht mehr vertraut sind? Wenn das Gehirn sich anstrengen muß, um Laute zur Verständigung zu finden? Oder bereits im Nebenzimmer, um die Ecke? An manchen Tagen in mir selbst?

„Alle Kontinente und Meere  
sind einmal Niemandsländer  
und Niemandsmeeere gewesen.

Wir haben sie nach und nach  
zerstückelt

in Mein und Dein.

Es wird Zeit, die Reviere wieder  
behutsam zueinanderzufügen zu  
unserem einen Stern.“

(Christine Busta, Wenn du das Wappen  
der Liebe malst. Salzburg 1983, 32)

Das Zueinanderfügen, das Freigeben,  
das angstfreie Zusammenleben – dies  
zu üben wäre, so meine ich, christliches  
Trainingsprogramm im Unterwegssein  
zum ewigen Zuhause.

Erfahrungen als Fremde mit dem  
Wunsch und dem Ziel, nicht „mein  
Revier“ zu bewohnen, konnte ich ein  
Jahr lang im südafrikanischen „Home-  
land“ Transkei machen. Ich war dort  
mit einigem *nicht* versehen: nicht  
schwarz, nicht Xhosa, Sotho oder Zulu  
sprechend. Deshalb waren natürlicher-  
weise Abgrenzungen gegeben, obwohl  
ich einen „Heimvorteil“ genoß: Mit-  
schwestern aus derselben Gemein-  
schaft, zehn weiße unter hundertzehn  
schwarzen Schwestern. Vier Nationali-

täten aus zwei Kontinenten waren  
unter den weißen vertreten, auf dem  
dritten Kontinent lebten wir gemein-  
sam. Umgangssprache war Englisch,  
das einigende Band unter sechs  
Muttersprachen – oder sieben, wenn  
„Österreichisch“ als eigene gesehen  
wird.

„Die Abwesenheit schenkt Erkenntnis“  
– diesen Ausspruch von Dorothee Sölle  
schrieb ich mehrmals in mein Tage-  
buch... Psalmen – beispielsweise der  
Psalm 137 – bekamen ein anderes Ge-  
wicht: „Wie können wir singen die  
Lieder des Herrn im fremden Land“. Auch  
das Buch Exodus, das die Er-  
fahrungen des jüdischen Volkes mit  
und in der Fremde anspricht und der  
Grundimpuls für den Umgang mit  
dem Fremden werden soll. „...auch ihr  
sollt die Fremden lieben, denn ihr seid  
Fremde in Ägypten gewesen“ (Dtn  
10,19). Worte, in Xhosa gehört, im eng-  
lischen Meßbuch mitgelesen. „Jeder ist  
irgendwo Ausländer“ sagt eine Binsen-  
weisheit. Muß Ausland aber Fremde  
heißen?

### Stationen der Fremdheit

Die Aula der Universität von Umtata,  
der Hauptstadt der Transkei, ist rand-  
voll mit Studenten, natürlich schwar-  
zen. Die Mamu Players spielen „Town-  
ship Boy“, ein Drama, welches das  
Schicksal eines jungen Zulu aus einem  
der Johannesburger Vororte aufzeigt.  
Der junge Mann wurde ermordet – wie  
Tausende andere auch. Gegen Ende des



Stückes gehen die Emotionen hoch. Die Hände werden geballt nach vorn gestoßen; wie aus einem Mund schreien die Jugendlichen „Oliver Tambo, Oliver Tambo“ – den Namen des damals wie Nelson Mandela inhaftierten Mitbegründers des ANC, des African National Congress. Viel hätte ich damals für ein schwarzes Gesicht gegeben...

Dasselbe Gefühl hatte ich, wenn ich das Regierungsgebäude betrat; ich war weitem die einzige Weiße. Die Soldaten der Militärdiktatur standen mit dem Gewehr im Anschlag. Wer hat Angst vor wem?, fragte ich mich.

Als einzige Weiße nahm ich am Begräbnisgottesdienst für den ermordeten Sohn unserer (schwarzen) Ärztin teil. Der junge Mann war von Weißen erschossen worden. Allein mit meiner Hautfarbe symbolisierte ich die Mörder; ich spürte all das Fremde und Feindliche, und andererseits sah ich in Blicken Anzeichen von Freude über diese Geste, die aus meiner Sicht eine sehr hilflose Geste der Betroffenheit und der Bitte um Verzeihung darstellte. Hier in der anglikanischen Kirche, eher einer großen Baracke gleich, gab es keine geballten Fäuste, keinen Haß, nur unsägliche Trauer, Klagepsalmen, dann Auferstehungslieder und die Hymne „Nkosi sikelel' i Afrika“, Gott segne Afrika, gesungen in den drei Eingeborenensprachen. Und dabei war der Mutter von der Polizei nur mitgeteilt worden, ihr Sohn sei in Maseru, der Hauptstadt Lesothos, als Opfer eines Attentats verstorben. Mit ihren eigenen Händen hatte sie den vorschnell Bestatteten wieder ausgegraben und mit in die Transkei genommen. Auch hier war mir nicht wohl in meiner Haut, der weißen, aus Scham, nicht aus Angst.

Fremd und unverständlich waren mir des öfteren Aktionen und Reaktionen

von Menschen meiner eigenen Hautfarbe.

Eine farbige Schwester wollte nach einem Aufruf in einem Distrikt der Republik Südafrika Blut spenden. Sie wurde abgewiesen. „Wir nehmen nur weißes Blut“, wurde ihr mitgeteilt. Die Hautfarbe war entscheidend, nicht die Blutgruppe.

Unterwegs, ebenfalls im weißen Südafrika; schwarze Mitschwester wollten an der Tankstelle die Toilette benutzen, während ich tanke. Die weiße Inhaberin gestattet es ihnen nicht. Mich bedient ein schwarzer Tankwart. Dieser, sicher oft selbst erniedrigt, tröstet die jungen Schwestern: „Macht euch nichts daraus, bei Gott sind wir alle gleich“. Die schönste Predigt geht mir nicht so unter die Haut wie diese Worte des schlichten Mannes. Woher hat er die Kraft zu solch einer Aussage? Kann ich es ihm oder den gedemütigten Schwestern verübeln, wenn es zu Gegenreaktionen kommt, weil die Zeit dafür reif ist?

### *Stationen der Heimat in der Fremde*

Mit einer Selbstverständlichkeit wie zu Abrahams Zeiten werde ich als Fremde gastfreundlich aufgenommen. Ich habe wenig von der Vergeltung jenes Unrechts, das durch Weiße begangen worden ist, gespürt. In einem Land, halb so groß wie Österreich, haben nur drei Städte Elektrizität; es ist nicht daran zu denken, vor einem Besuch anzurufen. Auch Briefe können unverhältnismäßig lang auf dem Weg sein. Auf Autobusse ist kein Verlaß, am besten, man geht zu Fuß. „According to our culture“, bekomme ich zur Antwort auf meine Frage, warum ein Fremder so willkommen geheißen wird oder warum bei einem Fest jeder



kommen kann – es werden keine speziellen Einladungen ausgesprochen.

Am Ende der Welt (so schien es mir), nach öfterem Waten durch den Ndon-yane-Bach, erreiche ich die Verwandten einer Mitschwester. Welches Fest, weil ich komme! Matumbas – afrikanische Kartoffeln – werden ausgegraben, Erdnüsse geröstet, ein Huhn wird geschlachtet. In meinem Tagebuch stehen die Vorbereitungen für die gastliche Aufnahme einer Fremden; sie erinnern an das Buch Genesis. Die dunkle runde Hütte – Licht kommt nur durch die Türöffnung herein, in der Mitte brennt ein Feuer – vermittelt Heimat: Ich bin willkommen über alle Kontinente und Meere hinweg. Auch Wasser zum Erfrischen wird mir angeboten, von weit unten aus dem Bach geholt – Zeichen der Gastfreundschaft, wie Jesus sie erfahren hat oder wie sie ihm verweigert wurde.

Emmaus kommt mir in den Sinn, es kann auf jedem Kontinent und zu allen Zeiten sein. „Das ist aller Gastfreundschaft tiefster Sinn, daß einer dem anderen Rast gebe auf dem Weg nach dem ewigen Zuhause“ (Romano Guardini).

Heimat in der Fremde, das sind vor allem Menschen. Menschen, die dasselbe Ziel haben, nämlich die Erde bewohnbar zu machen und zu erhalten und alles Leben zu fördern. Helder Camara, der Alterzbischof von Recife, schreibt mir sehr aus dem Herzen in seinen mitternächtlichen Meditationen:

„Wenn ich könnte,  
gäbe ich jedem Kind  
eine Weltkarte...  
und wenn möglich,  
einen Leuchtglobus,  
in der Hoffnung,  
den Blick des Kindes  
aufs äußerste zu weiten

und in ihm

Interesse und Zuneigung zu wecken  
für alle Völker,  
alle Rassen,  
alle Sprachen,  
alle Religionen!“

(*Helder Camara*, Mach aus mir einen Regenbogen. Graz 1981, 77)

### *Fremde und Heimat in der Religion*

„Gott begegnen im Fremden“ ist der Titel des Misereor-Fastentuches 1994, das aus Südafrika kommt. „Ein Signal gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit“ wollten die Initiatoren mit der Wahl des Künstlers Azariah Mbatha setzen, gerade vor dem 27. April, der ersten Chance, gleichberechtigt mit der weißen Bevölkerungsschicht wählen zu dürfen. Zum ersten Mal seit 1652, als Jan van Riebeck am Kap landete und die Herrschaft der Weißen begann! Im Zentrum des Linolschnitts ist die Emmaus-Szene. Ein Fremder, ein Schwarzer wird eingeladen. Im Brotbrechen zeigt er sich als Jesus, der schwarz und weiß ist.

„Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1,11). Mehr an Fremdheit, Befremdlichkeit kann keiner und keine von uns erfahren. Jesus kam aber auch anders, so fremd, daß herkömmliche Heimatbegriffe und Grenzen übersprungen wurden. Er kam, „um die Reviere wieder behutsam zueinanderzufügen zu dem einen Stern“ (Busta). Er kam, „um die beiden Teile zueinanderzufügen und mit Gott zu versöhnen“, alle in der Ferne und in der Nähe (Eph 2,14–17). Jesus weitet den „Heimatbegriff Familie“ aus: „Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter“ (Mk 3,35). Dieser Schlüsselsatz im wahrsten Sinne des Wortes



ist Ausdruck für das Öffnen der Tür des Herzens. Wir können *in ihm* Heimat finden und Fremdheit überwinden. Konnte Jesus, der Gott zum Vater hat, anders reagieren? Die Weite Gottes, der seine Sonne aufgehen läßt über Bösen und Guten, der gütig ist auch gegen Undankbare und Böse (Mt 5,45), wird beglückende geschichtliche Wirklichkeit in Jesus. Ohne Macht-, Rechts- oder Positionsanspruch im Sinne dieser Welt, auch ohne territorialen Anspruch *ist er der Fremde*. Er lebt „Katholizität“, Weite, er umspannt die Welt und bietet Heimat, indem er „allen, die ihn aufnahmen, Macht gab, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1,12).

Entäußerung nach seinem Vorbild zur Überwindung der Fremdheit, der zu engen Grenzen, gehört zu den Forderungen Jesu für Menschen in seiner Nachfolge. Die pointierte Bemerkung des Petrus in Mk 10,28 leistet uns Nachgeborenen gute Dienste: „Du weißt, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“. Dieses Verlassen, in die Fremde gehen, hat seinen Preis und auch seinen Schmerz. Aber auch die Verheißung, „Hundertfaches“ zu bekommen...

Südafrikanern – wie auch Azariah Mbatha – war der christliche Gott als ein fremder Gott, ein „Gott der Weißen“, von Fremden, von Weißen nahegebracht worden. Vor gut hundert Jahren hielt es jeder Missionar und jede Schwester für richtig und allein seligmachend, Gott mit der europäischen Kultur zu koppeln. So hieß katholisch

zu werden für den Afrikaner, sich der eigenen Kultur zu entfremden. (Noch heute werden die Katholiken von den Xhosas „Ama Roma“ genannt, die Römischen, also Fremde.) Wie schwer es für Missionare ist, „alles zu verlassen“, zeigt sich in der Vermittlung von Liedern, von liturgischen Gesten, im Kirchenbau.

„Lumen Gentium“ und „Redemptoris Missio“ atmen den Geist, den heiligen Geist der Weite, betonen ausdrücklich Inkulturation. Das Einholen dieses Geistes braucht vermutlich noch einige Zeit. Welche Hoffnungen wird die Synode 1994 erfüllen?

Für Azariah Mbatha ist Jesus schwarz und weiß. Die Auswahl der „Fremdenbegegnungen“ auf dem Fastentuch spricht für seinen Glauben an den Gott, der auf das Herz des Menschen sieht (oder auf die Blutgruppe und nicht auf die Hautfarbe!), die Art der Darstellungen ist afrikanisch. Er schöpft aus dem Reichtum der Kultur seiner Heimat. Wer weiß, ob nicht eines Tages von ihm oder einem seiner Brüder, einer seiner Schwestern im Glauben gesagt wird: „So spricht der Herr der Heere: In jenen Tagen werden zehn Männer aus Völkern aller Sprachen einen Mann...an seinem Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir haben gehört: Gott ist mit euch“ (Sach 8,23) – um uns, die wir „Fremde und Gäste sind in dieser Welt“ (1 Petr 2,11) Wegweiser zu sein in unsere Heimat, die „im Himmel ist“ (Phil 3,20).